



Otto Flake

Otto Flake und die Deutschen

Von Friedrich Sieburg

Otto Flake, der morgen achtzig Jahre alt wird, hat in seinem langen und tätigen Leben die ganze Problematik einer schriftstellerischen Existenz in Deutschland auskosten dürfen. Nichts ist ihm erspart geblieben, nicht hektische Erfolge, nicht Niederlagen, nicht Triumphe, nicht Demütigungen. Er hat es überstanden und ist heute, im biblischen Alter, ein Schriftsteller wie eh und je. Mit den feinsten Instrumenten des Denkers begabt, mit der empfindlichsten Witterung und mit einer sorgfältig gewonnenen Bildung ausgerüstet, auf ein mächtiges Werk an Romanen, Erzählungen und Essays gestützt, ist er ein literarisches Phänomen, das die Welt vor einem halben Jahrhundert zu beschäftigen begann und das heute durch seine Geistigkeit hindurchscheint wie durch Glas. Gleichzeitig aber erscheint er uns wie jemand, der heute oder morgen zum Baum werden könnte, wenn er nur wollte. In die Natur zurückzutreten, sich als Laubwipfel nur noch sanft unter den Stürmen zu wiegen, sich als Stein auszuruhen oder als Wassergefälle den menschlichen Wirren zu entgleiten, das sind heute seine dem menschlichen Zugriff entrückten Möglichkeiten. Seine ehrfurchtgebietende Erscheinung grüßt uns von einer Schwelle her, auf der man das Erkannte nicht mehr ausspricht. Er hat alles gesagt, was die Betrachtung der Schöpfung, das Studium der menschlichen Natur, des Zusammenlebens und schließlich der eigenen Leidenschaften ihm eingaben. Es lag nicht in der Art seines Schicksals, gehört zu werden. Wir haben seine Kunst genossen, wir haben uns an seinen Bildnertalenten erfreut, aber wir haben seine Belehrungen nicht so nachdrücklich aufgenommen, wie er es sich erträumt hatte. Wir gingen in unser Unglück, und er ging tapfer an unserer Seite. Ein Prophet, dem man nicht glaubte, ein Lehrer, dem man nicht folgte — aber war es darum ein vergebliches Leben, sind die Jahrzehnte, auf die er heute mit spät erworbener Gelassenheit zurückblickt, leer oder auch nur arm gewesen? Unnötig, zu sagen, daß das Gegenteil der Fall ist. Reicher und gedrängter kann sich, vom heutigen Tage aus gesehen, eine geistige Existenz nicht darbieten. Aber hat je ein Prediger und militanter Moralist eine sofortige Wirkung getan? Die Mahnung und Beschwörung, sie bleiben in der Welt, sie werden, dank dem Medium der

haben keine Maßstäbe und lieben sie nicht. „Ich war kein Politiker, aber ich reagierte politisch“, sagt Flake, wenn er von der Zeit spricht, da er in der „Weltbühne“ zu schreiben unternahm. Aber es gab nur feste Lager, und dieser „Bekennniszwang“ war für ihn ein Anschlag auf das Leben selbst. Es hielt ihn nicht bei der sogenannten Linken, und er wußte bald, daß er ein Einzelgänger bleiben mußte. „Das war mein Schicksal in diesem Land, das zum Schauplatz, zum Austragsfeld des Kampfes zwischen zwei extremen Haltungen wurde und seine bürgerliche Schicht zermahlte.“ So hat Flake im öffentlichen Leben nie seinen festen Platz gefunden; er konnte es nicht. Er suchte den Frieden mit der Nation und errang ihn nie. Er litt darunter, daß es ihn zur Belehrung trieb, von der er wußte, daß sie vergeblich war. Das Schicksal hat die Frage für ihn auf eine schaurige Weise gelöst, es gibt keine deutsche Nation mehr.

Jeder von uns, dessen Leben noch in die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg zurückreicht, hat seine aufregenden Erfahrungen mit Flake gemacht. Wie eine ferne Sage mutet uns sein elsässisches Treiben an, damals, als es schon erwiesen war, daß das kaiserliche Deutschland die Bewohner der „Reichslande“ gar nicht gewinnen wollte. Flake ist in Colmar geboren, der Vater war aus dem Reich eingewandert, genau wie bei Schickele und Stadler. Diese Handvoll junger Leute war, außer einigen wenigen deutschen Beamten und Professoren, die einzige Gruppe, die der elsässischen Frage einigen Ernst zuwandte und vor der primitiven Verdeutschungspolitik warnte. Flakes erste Veröffentlichungen bezogen sich auf diese leidvolle Frage, von der aber kaum jemand im Reich wußte, daß sie leidvoll war. Das obere Rheintal ist ein schönes, aber auch geheimnisvolles Land, in dem das Märchen und zugleich der politische Kampf zu Hause sind. Man möchte sagen, daß Flake alles von dieser Landschaft empfangen hat. Dieser gewaltige Fußgänger vor dem Herrn hat das Land, in dem er geboren wurde, Schritt für Schritt an sein Herz genommen. Die Landschaft, in der seine Kunst steht, ist die des Oberrheins, er kommt davon nicht los, seine diskrete Naturbetrachtung hat ihre Wurzeln zwischen dem Wasser von Lauch, Thur und Fech. Dem Colmarer waren die französischen Dinge von Kind

„Stadt des Hirns“ voll expressionistischer Kühnheiten, und dann begannen — bis 1928 — die fünf Ruland-Romane. Alles das — unterstützt durch die essayistische Mitarbeit an der Neuen Rundschau des Verlages S. Fischer — hatte auf uns einen gewaltigen Einfluß. Jeder Mann zwischen zwanzig und dreißig Jahren träumt davon, ein Julien (Stendhal) oder ein Lucien oder auch nur ein Rastignac (Balzac) zu sein. Diesen Träumen gab Flake Nahrung, aber gleichzeitig hielt er auch unsere Phantasie durch seinen Ordnungssinn, seine Nüchternheit und seinen Mangel an Schmeichelei in Schach. So blickten wir ihm nach, wenn er vorüberging, er war blond, riesenhaft, schön wie ein antiker Athlet und kannte — so kam es uns vor — alle Geheimnisse des Lebens, ohne je eines über die festgeschlossenen Lippen zu lassen.

Flake mag heute noch glauben, daß das Leben ihm unrecht getan habe. Dem gelassenen Philosophen in ihm stand stets der enttäuschte Lehrer gegenüber, der doch so klar sagte, was zu tun sei, und dem doch gleichwohl niemand folgte. Wen, der eine solche Berufung in sich fühlt, hätte Deutschland nicht schon an den Rand der Verzweiflung getrieben! Flake versuchte in seinen Abhandlungen das Unmögliche: er wollte ein Reich des Maßes, des Anstandes, ja des Wohlwollens errichten, er glaubte daran, daß die Welt auf moralischen Grundlagen organisierbar sei. Er hielt es für möglich, daß auch die deutsche „Nation“ dafür zu gewinnen sei, „Schreiben heißt Jasagen. Werte suchen, Ordnung geben, positiv sein, sich verhalten, als ob es keine Dämonie gäbe“ — so denkt er noch heute, und dann blickt er die Reihe der Jahre hinauf und fühlt diese unermeßliche Last, ein Deutscher zu sein, der nirgends seinen Platz hat. Kein Wunder, daß sein Bild uns in diesen Tagen anblickt wie das eines zerzausten Adlers, der in seiner Höhenluft noch nicht den Mut verloren hat, sich seiner Haut zu wehren, und doch zu einem Ziel gefunden hat, das einst unvorstellbar war, zur Bejahung des Leidens.

Der Mensch Flake mag voll von Affekten, Groll und Vorlieben stecken, aber sein Denken und Schreiben ist von einem nicht zu erdrückenden Streben nach Gerechtigkeit geprägt. Er, der den Krieg in der Schweiz verbrachte

Sprache, selbständig, ob jemand sie hören will oder nicht. Der Lehrer tritt hier als Künstler hervor, sein Wort lebt für sich selbst.

Otto Flake hat immer darauf bestanden, ein Schriftsteller zu sein. Hätte man ihn einen Zivilisationsliteraten zu schelten versucht, er würde es als eine zutreffende Bezeichnung, wenn nicht gar als Lob genommen haben. Er hat nie ein Dichter genannt werden wollen, denn er hat stets gewußt, wieviel deutsche Mißverständnisse im Schutz der Bezeichnung entstanden sind. Der Dichter ist in unserem Land „eine nebelhafte Gestalt, die im Unbewußten verbleibt und nicht recht wagt, auch die geistigen Energien voll einzusetzen, aus Furcht, als kritisch zu gelten“. So lautet seine eigene Definition, und ihre Genauigkeit erlaubt uns, seine Figur an diesen Worten zu messen und ihn einen großen Kritiker zu nennen. Thomas Mann hat uns gelehrt, daß alle schriftstellerische Kunst Kritik bedeutet und daß insbesondere der Roman, der Flakes Lieblingsform ist, eine Form der Kritik, wenn nicht gar die höchste ist. Da Kritik aber nur Lebenskraft hat, wenn sie mit menschlichen, also mit moralischen Maßstäben betrieben wird, ist das deutsche Publikum gegen Flake sehr schnell allergisch geworden. Die Deutschen haben Ideen, vielleicht auch noch Systeme, aber sie

an geläufig, sie bildeten die andere Hälfte der Diskussion, es war auch natürlich, daß er später einige Zeit — mit Schickele — nach Paris ging. Sehr früh schrieb er eine Geschichte des französischen Romans, die Literatur und das Denken des Nachbarvolkes sind ihm von Jugend an geläufig, er hat einige wundervolle Uebersetzungen aus dem Französischen geliefert, besonders des Stendhal, zu dem ihn eine geheime Verwandtschaft schon früh geführt haben mag. Sonst aber möchte man nicht sagen, daß er mit dem Klischee des Vermittlers zwischen den zwei durch den Oberrhein getrennten Völkern zu fassen sei. Flake hat immer Träume, aber kaum je Illusionen gehabt. Die Redlichkeit seines Wesens hat es ihm stets verboten, sich auf Redensarten einzulassen und den Menschen die Entscheidung zu erleichtern.

Denken wir daran, wie uns einer seiner ersten Romane, „Schritt für Schritt“, durch seinen neuen Ton, der fast herrisch, aber jedenfalls sachlich und unsentimental war, berührte. In dem Schützengraben von Loos, in den Schlammlöchern der Champagne lasen wir fieberhaft das „Logbuch“, ein Zeugnis genialer Lebensmeisterung, so schien es uns, und den Roman „Horns Ring“, der uns mit Machtträumen trunken machte. Dann kam (1919) die

und, wie alle seine Freunde, große Hoffnungen an die russische Revolution knüpfte, sprach als erster die bittere Wahrheit aus, daß die russischen Ereignisse das Ende der sozialen Erlösungsidee bedeuteten. Er scheute auch nicht vor der Erkenntnis zurück, daß „mit dem Ende der metaphysischen Bindungen der Abstieg der Zivilisation eingesetzt“ habe. Sein Individualismus, sein Wunsch, den Menschen zur Meisterung des Lebens aus eigener Kraft, nicht durch Organisation aufzurufen, drängten ihn mehr und mehr in einen Gegensatz zur radikalen Linken. Er trat ehrlich und phrasenlos als ein konservativer Mensch hervor, „der kritisch über den Fortschrittsglauben dachte“. Aller Gewalt blieb er feindlich bis auf den heutigen Tag. Die Ausnutzung des Massenphänomens zu Machtzwecken rief seine erbitterte Feindschaft hervor. Er erfuhr, was wir alle einmal erfahren müssen: nur der konservative Mensch läßt heute den Menschen als Person wahrhaft gelten.

Wir fühlen diesen außerordentlichen Geburtstag als einen Festtag für die Literatur; er sollte es für ganz Deutschland sein. Aber wenn man den Achtzigjährigen befragte, würde er vielleicht, in ahnungsvoller Nähe größerer Gewißheiten, ausweichend antworten und die Gegenfrage erheben: „Was ist Deutsch-

land?“ In seiner soeben erscheinenden Selbstbiographie „Es wird Abend“ sagt er: „Ich lag falsch mein Leben lang, in diesem Land.“ Wir können ihm unmöglich wünschen, richtig gelegen zu haben, denn dann hätten sein Werk und seine Person sich nicht zu dem bilden können, was sie heute sind. Dieser 29. Oktober, dessen Landschaft in der Feierlichkeit des Blätterfalls sich golden färbt, ist nicht der Augenblick, dem großen Schriftsteller die Schwächen seines Werkes anzumerken, obwohl grade er der Mann wäre, dergleichen heute gelassen hinzunehmen. Wir gehören nicht zu denen, die ihm „Journalismus“ vorwerfen, weil uns diese Schreibart bei ihm rühmend wert dünkt, es ist auch nicht unsere Art, seine großen späten Romane, die „Monthiver“- und „Fortunat“-Bücher etwa, heimlich als eine bezaubernd spannende Lektüre zu genießen und sie öffentlich als riesige Genrebildchen, die hinter dem Rücken der Gegenwart entstanden seien, zu tadeln. Denn auch in ihnen, die wir Bildungsromane nennen, mischt sich die Passion des Erzählens mit dem unauslöschlichen Drang, die menschliche Natur zu bilden. Manches wäre gegen Teile seines Werkes zu sagen, so gegen sein Nietzschebuch (1946) und wohl auch gegen seine Selbstbiographie, die in seinem neuen Verlag, Sigbert Mohn in Gütersloh, erscheint. Aber wichtiger als die genaue literarische Wertung ist das, was dieser Tag ihm selber bringt — nicht nur unsere Huldigung, sondern auch das Ende der Bitterkeit und den Anfang einer Helligkeit, die keine menschliche Hand mehr verdunkeln kann. Der Strahl fällt auf das, was über uns hinausragt.